

Signal und Wort

Menschen wählen Beziehung aus Abhängigkeit. Ich wähle Menschen als Ergänzung.

Das klingt arrogant, wurde mir gesagt. Was ist der Unterschied zwischen Arroganz und Selbstbewusstsein? Man solle froh sein, wenn man jemanden hat. Bisher war ich in meinem Leben noch nicht so verzweifelt, dass ich „froh“ über eine schlechte Beziehung sei. Man solle nicht zu lange überlegen. Wer sagt das? Sollte man sich nicht vorher sicher sein, ob man diese Person wirklich möchte oder ob andere Gründe dahinterstecken? Man solle zugreifen, wenn sich etwas anbietet. Klang für mich immer, als ob ich mich auf einem Bazar befinde und noch schnell das Schnäppchen mitnehmen muss. Problem: Ich suche nie die Schnäppchen. Ich habe nie verstanden, warum „zugreifen“ ein romantisches Verb sein soll.

„Romantisch“. Was für ein seltsames Adjektiv. Meist ist es eine elegante Umschreibung für „Kitsch“. Die berühmten Rosenblätter am Boden, das Dinner im Kerzenschein, der Rosenstrauß für festliche Anlässe und das Hinknien für einen Antrag. Als ich jünger war, beschäftigte ich mich öfter mit der Frage: Wie ist es, wirklich romantisch zu sein? Die Praxis erlebte ich erst mit Nora. Bevor Nora in mein Leben trat, gab es Klara.

Damals hatte ich kein einziges Wort für das, was ich in ihrer Nähe empfand. Ich hätte es auch nicht benutzt, selbst wenn ich eines gehabt hätte. Worte waren Werkzeuge. Und ich verwendete sie nur, wenn ich wusste, wofür. Ich war dreizehn und ging zur Christenlehre. Offiziell war meine Familie evangelisch, aber Religion spielte nur am 24.12. eine wichtige Rolle. Jedoch besuchte ich die Christenlehre wegen Klara. Nicht bewusst und schon gar nicht mit einem Plan. Es war einfach der einzige Ort außerhalb der Schule, an dem sie existierte. Zwar gingen wir gemeinsam zur Schule, aber sie lebte außerhalb meiner Heimatstadt. Damals war ihre Existenz ausreichend.

Aufgrund meines zuvor erlebten Traumas fehlen mir ungefähr drei Jahre in meiner Erinnerung, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass wir nie ein langes Gespräch geführt haben. Auch standen wir selten nebeneinander. Meistens war sie einfach im selben Raum. Das genügte meinem System, um sie wahrzunehmen.

Manchmal aber betrat sie schon den Klassenraum, bevor der Rest der Klasse eintraf. Und ich saß an meinem Platz. An diesem besagten Montag war es auch so. Es war kurz vor dem Beginn des Russischunterrichts und Klara war die Erste. Kurz trafen sich unsere Blicke. Aber dann lief sie zuerst leise an mir vorbei. Plötzlich drehte sie sich um und fragte: „Wie geht es dir?“ Es war keine Höflichkeitsfrage. Das verstand ich erst Jahrzehnte später. Dementsprechend setzte ich zu der Antwort an, die man von mir erwartete, und sagte: „Mir geht es gut.“ Ich log nicht. Ich verwendete nur eine Definition, die niemand überprüfte.

Stillschweigend sah sie mich an. Einen Moment länger als vielleicht nötig. Dann nickte sie leicht. Als hätte sie eine andere Antwort gehört als die, die ich ihr gegeben hatte. Wir sprachen nicht weiter. Der Raum füllte sich und der Unterricht begann. Lange verstand ich nicht, dass sie nicht auf Worte reagierte, sondern auf etwas anderes. Heute weiß ich, dass sie meine Leere gesehen hatte, lange bevor ich sie selbst sehen konnte. Dass ich depressiv war, ohne zu wissen warum.

Ich hatte gelernt zu funktionieren. Funktionieren war ausreichend, denn es erzeugte keine Fragen und keine Aufmerksamkeit. Es erzeugte Ruhe. Klara war die erste Person, die diese

Ruhe nicht störte. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich wohl, ohne zu wissen warum. Klara hatte weder Erwartungen, noch testete sie irgendwelche Vermutungen. Sie stellte keine Fallen aus Andeutungen oder Schweigen. Sie war einfach da. Zwar war ich körperlich auch da, aber mein Kopf befand sich damals in einem Modus reiner Überlastung. Das Einzige, was mich rettete, war meine ungefilterte Wahrnehmung – und diese sog alles wie ein Schwamm auf und speicherte es für Jahrzehnte ab. Zwischen uns gab es keine Signale. Nur Präsenz, und es war ausreichend.

Neun Jahre sollten vergehen, bis ich sie wieder sah. In den neun Jahren habe ich nie bewusst an Klara gedacht. Wir haben keine Handynummern ausgetauscht, und E-Mail-Accounts gab es auch noch nicht. In dieser Zeit habe ich Nora kennengelernt und war zu unserem 10. Klassentreffen über sieben Jahre mit ihr zusammen.

Kurz vor dem Klassentreffen holte mein Gedächtnis die Vergangenheit hervor. Als es darum ging, ob ich überhaupt zu diesem Klassentreffen fahren werde. Ich hatte keinen emotionalen Bezug zu meinen alten Klassenkameraden, und es interessierte mich nicht, was sie machen. Als mein Gedächtnis Klara hervorbrachte, realisierte ich zu diesem Zeitpunkt das erste Mal, dass ich Gefühle für sie hatte. Diesmal konnte ich diese Gefühle einordnen, weil ich aufgrund meiner Beziehung zu Nora Referenzpunkte hatte, und meine Wahrnehmung ging automatisch in den Vergleich.

Ich fuhr wegen Klara zum Klassentreffen, auch wenn meine Heimatstadt mein Trauma hätte triggern können. Ich wollte wissen, wie es Klara ging, und hoffte, dass die letzten neun Jahre schön für sie waren. Körperlich hatte ich mich stark verändert. 55 kg weniger auf der Waage zeigten sich sehr deutlich. Durch diverse traumatische Erlebnisse wog ich zeitweise 109 kg, um mich zu schützen. Unattraktivität hält Pädophile von einem fern. Zumindest dachte meine kindliche Logik das – und sammelte fleißig Rettungsringe, als ob ich jeden Moment untergehen könnte.

Unsicher betrat ich das Restaurant, wo unser Klassentreffen nun stattfinden sollte. Ich kam nicht einmal dazu, mich zu orientieren, als mein Name durch den ganzen Raum verhallte.

„Victoria!! Ich habe einen Platz für dich freigehalten!“ Reflexartig drehte ich meinen Kopf nach rechts. Am anderen Ende des Raums stand Klara und winkte mir zu. Es wirkte so, als ob sie ein Lotse war, der dem Flugzeug den richtigen Weg zeigte. Mein Körper reagierte schneller, und ich trat an den Tisch.

Auf dem Weg dorthin überlegte ich, wie ich sie jetzt richtig begrüßen soll. Gebe ich ihr die Hand? Eine Umarmung war zu aufdringlich, schließlich waren wir in der Schule nicht befreundet. Sie umarmte mich sofort, und verdattert nahm ich neben ihr Platz.

Wir sprachen stundenlang. Nicht über Oberflächen. Nicht über Lebensläufe oder Karrieren oder die üblichen Beweise für funktionierendes Erwachsensein. Wir sprachen über das, was darunter lag. In einer tiefen Verbundenheit und Vertrautheit, dass man hätte denken müssen, wir seien in der Schulzeit befreundet gewesen.

Am Ende des Abends brachte sie mich nach Hause, und gemeinsam saßen wir noch in ihrem Auto und unterhielten uns kurz. Da ich ein ehrlicher Mensch bin und gelesen habe, dass man Gefühle ruhig aussprechen soll, war ich der Meinung, dass sie wissen soll, wie ich für sie fühlte. Ohne Scham oder Unsicherheit erklärte ich recht sachlich: „Ich war früher in dich verliebt.“ Da erklang ein amüsiertes Kichern und folgende Antwort:

„Ach Victoria! Das habe ich doch immer gewusst!“

Dieser Satz irritierte mich mehr als alles andere, was sie hätte je sagen können. Wie konnte sie etwas gewusst haben, das mir selbst nicht bewusst gewesen war? Erst beim Klassentreffen erzählte ich ihr, dass ich seit vielen Jahren mit Nora zusammen war. Facebook und Co. befanden sich noch in den Kinderschuhen, sodass niemand wissen konnte, dass ich Frauen liebte. In unserer Schulzeit habe ich nie etwas gesagt, nicht ihre Nähe gesucht, und aus Erfahrung weiß ich, dass man in meinem Gesicht keinerlei emotionale Reaktionen wahrnehmen konnte. Ich hatte es nicht einmal selbst verstanden. Trotzdem hatte sie es gewusst. Nicht durch Signale. Sondern durch Wahrnehmung.

Klara war die erste Person in meinem Leben, die nichts von mir verlangte und trotzdem alles sah. Meine erste und einzige Beziehung war aber mit Nora. Während ich mich in einer glücklichen und stabilen Beziehung befand, trug ich Scheuklappen vor meinen Augen. Meine Körperwahrnehmung ebenfalls. Und dann betrat Anna, wie eine Diva, die Bühne.

Es war ein Dienstagabend, glaube ich. Zumindest roch es nach einem Dienstag – nach Shampoo, kaltem Fliesenboden und diesem künstlichen Vanilleduft, den sie in ihrer Wohnung versprühte. Anna lag in der Wanne und genoss ein Vollbad. Ich saß auf der geschlossenen Toilette, und wir unterhielten uns über den Schulalltag. Irgendwann war sie fertig und wollte die Badewanne verlassen. Dementsprechend verließ ich das Bad und wollte im Wohnzimmer auf sie warten.

„Kannst du bitte mal kurz kommen?“, rief sie aus dem Badezimmer.

Ich machte auf dem Absatz kehrt und sie stand in der Wanne. So wie Gott sie schuf. Eben nur in einem erwachsenen Körper. Nora wusste, dass ich bei Anna war. Das war nichts Heimliches. Anna war eine Bekannte. Eine Kommilitonin. Jemand, mit dem man lernte.

„Was ist passiert?“, fragte ich sogleich.

„Kannst du dir bitte meine Vagina anschauen? Ich glaube, das sieht nicht normal aus.“

Das Wort „nicht normal“ triggert sofort meinen Problemlösungsmodus. Gut, ich war kein Arzt und würde sie sowieso zum Arzt schicken. Aber vielleicht beruhigt es sie, wenn ich einen Blick darauf werfe. Ich ging vor der Wanne auf die Knie, um mir das Problem genauer anzusehen. Mein System war nicht eingestellt auf: Das könnte jetzt erotisch sein. Mit einem sachlichen Blick und ohne jegliche Berührung sprach ich die Empfehlung aus, sie solle damit zum Arzt gehen. Entschlossen stand ich auf und sah ihren verwirrten Blick im Gesicht.

„Was ist los?“

„Ich dachte, dass du es wenigstens anfassen wirst“, sagte sie schließlich.

„Warum? Ich bin kein Arzt. Ich kann das nicht beurteilen.“ In meinem Kopf war die Situation abgeschlossen. Problem erkannt. Lösung vorgeschlagen. Ende. In ihrem offensichtlich nicht.

Sie ergriff ihr Handtuch und trocknete sich langsam ab.

„Andere hätten anders reagiert“, hörte ich sie im Flur sagen. Das war mein erster Hinweis darauf, dass es hier vielleicht nicht um Medizin ging. Ich wusste nur nicht, worum sonst – und

ich war nicht „Andere“. Ich war ich. Ursprünglich wollten wir uns gemeinsam auf die Deutschklausur vorbereiten. Loyalität war für mich kein Gefühl, sondern eine Entscheidung. Dass eine nackte Person vor mir steht, bedeutete nicht automatisch, dass eine Handlung folgen muss.

Ein paar Wochen nach dem Badewannen-Dilemma fragte sie, ob ich Lust auf einen Filmabend hätte.

„Was für ein Film?“, fragte ich.

„Ein Porno.“

Okay, ein Actionfilm wäre mir lieber gewesen. Ich dachte kurz nach und zuckte innerlich mit den Schultern. Manche Menschen schauen Liebesfilme, manche eine Naturdokumentation. Sie wollte offenbar Anthropologie betreiben.

„Können wir machen“, sagte ich. In meinem Kopf war das ein Experiment. Soziologische Feldforschung auf der Couch. Sie saß vor mir, und ich massierte ihre Schultern. Sie bat mich darum, also dachte ich mir: Kann ich machen. Irgendwann lief der Film. Ich analysierte eher die Dramaturgie als die Körper. Dieses übertriebene Stöhnen ging mir sehr schnell auf die Nerven, und ich fragte mich, warum die beim Sex so laut sein müssen.

Nach zwanzig Minuten stand ich auf. „Ich muss kurz ins Bad.“

Als ich zurückkam, lag sie auf dem Rücken. Ihre Hände unterhalb der Gürtellinie schienen beschäftigt zu sein.

„Ich befriedige mich gerade selber“, sagte sie. Es klang wie eine Statusmeldung.

Ich blieb stehen und verarbeitete innerhalb von Sekunden, dass ich nur stören würde, wenn sie noch nicht gekommen war. Dementsprechend lautete meine Antwort:

„Okay. Ich gehe solange ins Schlafzimmer. Sag Bescheid, wenn du so weit bist.“

Stille im Raum. Sie starrte mich für einen Moment an. Instinktiv spürte ich, dass das nicht die erwartete Reaktion war. Aber welche Reaktion hat sie jetzt von mir erwartet? Es fühlte sich an, als hätte jemand ein Spiel gestartet und ich war der Einzige, der die Regeln nicht kannte. Oder schlimmer: Alle kannten die Regeln. Nur ich nicht!

Der nächste Akt war genauso wenig subtil.

„Kannst du Fotos von mir machen?“, fragte sie eines Abends.

Ich nickte zustimmend. Meine Gedanken gingen in Richtung Bewerbungsfotos. Aufgrund der mangelnden Reaktion fügte sie einen Moment später hinzu:

„Nacktbilder für einen Mann.“

„Okay.“ Wer bin ich, um den Inhalt der Fotos infrage zu stellen? Anna wollte Nacktbilder für einen Mann. Das war eine direkte Bitte, der ich Folge leistete. Also zog sie sich aus und schmiss sich in unterschiedlichen Positionen. Da ich keine Ahnung von der Ästhetik der

Fotografie hatte, hoffte ich nur, dass die später okay aussehen werden. Ich knipste alles, was sie wollte. Andere schauen am Abend gemeinsam einen Film – wir knipsten Nacktbilder. Sie beobachtete mich währenddessen und erhoffte sich vermutlich eine Reaktion.

„Wirst du nervös?“, fragte sie irgendwann provokant und grinste dabei.

Ich hielt kurz inne und überlegte.

„Nein. Warum sollte ich?“, antwortete ich schließlich ehrlich.

Ich verstand die Frage nicht. Warum sollte ich nervös werden? Sie lachte nur.

Später sah ich – unfreiwillig – die Nacktbilder des Mannes, dem sie diese Fotos schicken wollte. Ich erinnere mich, dass ich dachte:

Dafür der Aufwand? Für so einen Vogel?

Die Tatsache, dass er einen Dokortitel hatte, machte ihn kein bisschen attraktiver oder interessanter. Das war vielleicht mein erster sarkastischer Gedanke in dieser Geschichte. Ich vergaß zu erwähnen, dass Anna die ganze Zeit in einer Beziehung war. Mit dem Typen von der Begrüßungsparty.

Natürlich war ich nicht nervös, weil ich nichts tat, was gegen meine Prinzipien ging. Nora kam an diesem Abend spät von der Arbeit. Ich liebte sie. Nie verschwendete ich einen Gedanken daran, was Nora darüber denken würde. Vielleicht hat sie zu diesem Zeitpunkt schon gespürt, dass ich einfach anders tickte.

„Du zierst dich“, sagte sie bei unserem letzten Telefonat.

„Nein, ich wurde aufgrund der sexualisierten Gewalt getriggert.“ Mein Ton nahm eine gefährliche Schärfe an. In mir brodelte etwas. Wie kam sie auf die absurde Idee, dass ich mich zieren würde? Wie weit kann man eigentlich von der Realität entfernt sein? Trotzdem blieb dieser Satz lange in meinem Bewusstsein. Zieren setzt eine Absicht voraus. Ein bewusstes Zurückhalten. Jedoch hielt ich nichts zurück. Ich wusste nur nicht, was ich geben sollte. Sie war überzeugt, dass ich interessiert sei. Dass ich es nur nicht zugeben wolle. Ich war überzeugt, dass sie Signale sendete, die ich nicht lesen konnte. Vielleicht hatten wir beide Recht. Eben nur in unterschiedlichen Sprachen.

Irgendwann schrieb sie mir:

„Ich habe zu viel getrunken. Vergiss das alles.“

Das war nach einem weiteren Abend, der irgendwo zwischen Nähe und Verwirrung kippte.

Ich antwortete: „Alles gut.“

Und ich meinte es auch so. Danach wurde es ruhig. Weder dramatisch noch explosiv. Einfach nur ruhig, und ich war froh darüber. Anderthalb Jahre später sah ich sie noch einmal kurz vor dem Abitur. Dann verschwand sie endgültig aus meinem Leben. Ich war nie auf der Suche nach Spannung. Ich suchte die Echtheit.

Nach Anna blieb kein Drama zurück. Kein großes Herzzerreißern oder gar Tränen. Keine nächtlichen Monologe. Kein einziger Gedanke blieb übrig. Wusste ich doch schon vorher, wie es enden wird, nachdem sie die zweite Runde eröffnet hatte. Für mich schloss sich der Kreis, und ich konzentrierte mich wieder auf das, was wichtig war.

Ursprünglich wollte ich Annas Verhalten ergründen, um zu verstehen. Am Ende erfüllte sie nur meine Erwartungen bezüglich ihres Verhaltens. Was blieb, war Irritation. Und ein Satz, der sich in mein Denken einnistete:

Warum scheint jeder etwas zu wissen, dass ich nicht weiß?

Ich hatte kein Bedürfnis, Menschen zu manipulieren, und auch kein Bedürfnis, getestet zu werden. Ich wollte verstehen. Aber ich begann zu begreifen, dass viele Begegnungen keine Gespräche waren, sondern Prüfungen. Nicht:

„Was willst du?“

Sondern:

„Errätst du, was ich will?“

Als ob ich ein Wahrsager bin und zusätzlich über die Fähigkeit verfüge, Gedanken lesen zu können. Warum muss ich erraten, was du willst, wenn ich mich in einer langjährigen Beziehung befinde? Natürlich bestand ich diese Prüfungen nicht. Gott sei Dank waren diese nie für meinen beruflichen Werdegang wichtig! Denn in der Regel bestand ich Prüfungen, selbst wenn mich ganze Themengebiete nicht die Bohne interessierten. Allerdings stürzte mein System bei dieser Art von Prüfungen in sich zusammen. Nicht, weil ich unfähig war, sondern weil ich nicht wusste, dass sie stattfanden.

Rückblickend war das vielleicht meine erste negative Philosophie. Ich wusste nicht, was Nähe „ist“. Aber ich wusste ziemlich genau, was sie nicht ist. Sie ist kein Ratespiel, kein Machtinstrument und kein verdeckter Vertrag. Eine Definition konnte ich nicht liefern, aber ich konnte die Falschheit förmlich riechen. Und ich reagierte nicht.

Viele interpretieren mein Nicht-Reagieren als Schwäche. Oder dass ich schüchtern bin und mir der Mut fehlt, zu meinen Gefühlen zu stehen. Ich habe keinerlei Problem damit, zu meinen Gefühlen zu stehen – aber muss ich sie verbal äußern? Ist es wichtig für mein Gegenüber, damit konfrontiert zu werden, wenn es offensichtlich ist, dass ich dieses mit meiner direkten Art überfordern würde? Was soll mein Gegenüber mit dieser Information machen? Viele denken, wenn man seine Gefühle laut äußert, dass sofort eine Erwartungshaltung eintritt. Warum? Dinge laut auszusprechen macht sie real, und dann kann man sie viel leichter verarbeiten.

Damals wusste ich das nicht bewusst. Ich dachte nur:

Wenn etwas gesagt werden soll, dann soll es gesagt werden. Alles andere ist für mich Nebel.

In dieser ganzen Zeit war ich mit Nora zusammen. Das ist eine wichtige Information, weil es das Narrativ widerlegt, ich sei emotional unterentwickelt gewesen. Zu Annas Zeit waren es

über vier Jahre. Später waren es insgesamt zwölf Jahre. Wir heirateten in Auckland. Weder aus Abhängigkeit noch aus Angst. Sondern weil wir einander gewählt haben.

Nora war kein Rätsel oder ein Signal. Sie war ein Satz. Wenn sie etwas wollte, sagte sie es. Wenn ich etwas nicht verstand, fragte ich. Es gab keine Tests, keine inszenierten Nacktszenen oder Mutproben. Nur Entscheidungen, die von uns beiden getragen wurden.

Wir befanden uns immer in einer Balance. Wenn ich einen Wunsch hatte, erfüllte Nora mir diesen, und wenn sie einen Wunsch hatte, erfüllte ich diesen. Unsere Waage war in der Mitte. Keiner nahm oder gab zu viel. Als wir nach Neuseeland gingen, war das keine Flucht. Es war Noras Wunsch. Davor ermöglichte sie mir, das Abitur zu machen. Deswegen war die Reise ans andere Ende der Welt eine Bewegung nach vorne.

Unsere Flitterwochen führten uns nach Australien und Südkorea. Ich erinnere mich an die Weite des Meeres, an das Gefühl von Klarheit und Freiheit. Dort stellte niemand implizite Fragen. Niemand wollte geprüft werden. Niemand wartete darauf, dass ich errate, was zwischen den Zeilen steht. Mit Nora war ich nicht „zu wenig“. Es war genau richtig. Vielleicht war genau das der Grund, warum mich die anderen Situationen so irritierten. Denn ich wusste:

Ich bin fähig zu Nähe. Aber nur zu der, die ausgesprochen wird.

Anna war nicht die letzte Frau, die irritiert auf meine Nicht-Reaktion reagierte. Sie war nur die Erste. Clara war anders. Sie war reifer, komplexer und viel subtiler. Anna war so subtil wie ein Vorschlaghammer. Laut und grell. Bei Clara war es ein Spiel aus Licht und Schatten. Wenn Anna offen spielte, spielte Clara leise. Und ich spielte nie.

Ich war viel älter, als ich Clara kennenlernte. Wieder eine Clara, aber diesmal mit „C“. Zu dieser Zeit war ich gefestigter in meiner Persönlichkeit. Vor allem verheiratet. Ich hatte gelernt, dass ich nichts erzwingen muss. Und vielleicht war genau das das Problem. Denn während andere auf Impulse reagieren, reagiere ich auf Klarheit.

Clara sprach klar, aber sie handelte manchmal implizit. Wieder begann ich dieses alte Gefühl zu spüren: Hier geschieht etwas. Aber wie immer weiß ich nicht, was. Der kurze Trip am See war nicht der Anfang. Er war ein Höhepunkt. Der Anfang war viel unscheinbarer. Ein Hörsaal, ein Reader und ein Blick, der eine Sekunde zu lang dauerte. Damals wusste ich nicht, dass ich erneut in einer Situation gelandet war, in der etwas von mir erwartet wurde, dass nie laut ausgesprochen wurde. Und ich wusste noch nicht, dass ich Jahre später verstehen würde, was dort eigentlich kollidierte: Nicht Mut gegen Feigheit, sondern Signal gegen Wort.

„Ich dachte, dass du heute einmal mutig bist.“ Clara sagte das, während sie nackt im Wasser lag. Ich weiß noch, dass mein Kopf auf Hochtouren lief, aber ich verstand nicht, was sie meinte. Mut wofür?

Wie alles in meinem Leben fing es harmlos an. An jenem Julitag fuhren Clara und ich an einen See. Es war einer dieser warmen Abende, wo man noch schnell an einen See fährt, um sich abzukühlen. Allerdings war das nicht mein Plan. Clara und ich kannten uns schon ein paar Jahre. An diesem Tag hatten wir im Laufe des Nachmittags kurz Nachrichten ausgetauscht und beschlossen, am Abend einen kleinen Trip zu machen.

An dem Tag kam ich gerade aus meiner Therapie raus, und grundsätzlich fühlte ich mich unwohl, wenn ich geschwitzt habe, und beschloss, kurz nach Hause zu fahren, schnell zu duschen und dann zu Clara in die Wohnung. Die Fahrt zum See war von ihrer Wohnung aus kürzer.

Sie bat mich kurz herein, und ich sah zu, wie sie eine Tasche für den See packte. Wie immer war sie schnell und effektiv, und es ging los. Am See war es seelenruhig. Weit und breit keine einzige Person zu sehen. Schnell legte sie eine Decke auf den Boden, wir nahmen Platz, und überraschenderweise stellte sie zwischen uns eine kleine Dose mit Keksen. Ich neckte sie ein wenig, weil sie mir bei jedem Treffen erzählt hat, dass sie Futterneid hat und nicht teilt. Mein Kopf hatte die Daten so abgespeichert und rief diese automatisch auf, wenn etwas geschah, das im Widerspruch zum gesagten Wort stand.

Sie ließ meine Frage kommentarlos zwischen uns stehen und begann mit ihrer Erzählung. Wir hatten uns einige Monate nicht gesehen, und bei unserem Treffen brachten wir unser Gegenüber immer „up to date“. Sie berichtete von einer Wanderung am letzten Wochenende, dass plötzlich ein Unwetter aufzog und dass sie beim Abstieg stürzte und sich eine Prellung am Oberschenkel zuzog.

Clara sprach am Anfang unserer Treffen immer sehr viel. Alles sprudelte aus ihr heraus, mit einer Leidenschaft und Lebendigkeit, die ich oft beneidete. Ich kannte diese Emotionen nur als Wörter, aber nicht als Gefühl. Es war angenehm, in der Rolle des Zuhörers zu sein, denn mein Kopf hatte abgespeichert, dass sie sehr kommunikativ ist und dies in ihrer Beziehung zu kurz kam. Außerdem hat sie eine unglaublich angenehme Stimme. Eine Stimme, bei der ich nicht das Gefühl hatte, demnächst ins Koma zu fallen, wie ich es manchmal bei Professoren an der Universität verspürt habe.

Jedoch fand sie nicht mein Gehör aus Strategie, sondern weil es mir leichter fällt, Worte aufzunehmen als Zwischenräume. Auf Worte reagierte ich sofort. Zwischenräume, Intentionen oder andere subtile Signale nahm meine Wahrnehmung auf, konnte sie aber nicht verarbeiten. Als ob ein Verbindungskabel fehlte, welches die anderen Wahrnehmungen mit den Worten verknüpfen könnte.

Etwas später wurde sie ungeduldig und fragte, ob wir nicht gemeinsam ins Wasser gehen wollen. Überrascht sagte ich, dass ich kein Badezeug dabei habe und ein Trip ins Wasser nicht geplant war. Für mich. Ich bin so spontan wie ein gerader Pfeil! Etwas, womit sie mich immer wieder gerne neckte.

Resolut deklarierte sie, sie gehe ins Wasser. Dabei erzählte sie munter weiter, und plötzlich rief sie meinen Namen. Instinktiv drehte ich meinen Kopf zu ihrer Stimme und sah gerade noch, wie sie ihren Slip auszog. Ruckartig schnellte mein Kopf zurück. Nicht, weil ich nichts sah oder fühlte, sondern weil ich nichts unterstellen wollte. Ich wusste nicht, dass sie sich noch immer umzog, und wollte ihr nicht das Gefühl geben, angestarrt zu werden. Erstens empfinde ich es persönlich als sehr respektlos, und zweitens wollte sie sich umziehen und keinen Striptease liefern. Es gibt eine feine Grenze zwischen Wahrnehmen und Übertreten. Ich überschreite nicht gern.

Meine Augen beobachteten den Horizont, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Recht schnell wurde mir klar, dass diese „Bewegung“ Clara war und dass sie im Begriff war, nackt in den See zu gehen. „Gut“, dachte ich, „sie geht nackt baden. Es ist schön

zu wissen, dass sie sich in meiner Gegenwart sicher fühlt.“ Respektvoll drehte sich mein Kopf Schritt für Schritt nach links, sodass sie ungestört in den See laufen kann.

Dann hörte ich meinen Namen. Der Instinkt war schneller als mein Kopf. Was ich sah, ließ mich kurz erblinden. Die Sonne schien mir direkt ins Gesicht, und sie stand davor, umhüllt von der Sonne. Ihre Intention war es, mir jetzt ihre Prellung am Oberschenkel zu zeigen. Meine ehrliche Reaktion war der Hinweis darauf, dass ich von der Sonne geblendet werde und deswegen auch nichts sehen kann. Ich deutete vage an, dass sie erst einmal ins Wasser gehen könnte.

Jemand anderes hätte vielleicht solch einen Satz gebracht wie: „Deine Schönheit blendet mich! Ich kann nichts sehen!“ Oder, weil sie für jemand anderen wie im Licht gebadet erschien: „Du siehst wie ein Engel aus!“ Jemand ist aber nicht ich.

Um mir zu verdeutlichen, dass ich wirklich einen medizinischen Blick auf ihre Prellung werfen soll, kam sie wieder näher zu mir heran. Sehr nah. Noch immer saß ich auf der Decke, und noch immer war mein Kopf nach links geneigt. Wieder erklang ihre Stimme mit der Information, dass sie eine Prellung am Oberschenkel hat und ich solle doch bitte einmal schauen. Plötzlich erblickte ich ihre nackte Hüfte. Denn mein Kopf war ungefähr auf ihrer Höhe. Unschlüssig, wie ich mich in diesem Moment richtig verhalten sollte, blickte ich vorsichtig nach oben. Minimal, denn ich weiß bis heute nicht, wo die Prellung sich befand. Mehr nonverbal als verbal deutete ich an, dass ich diese sehe.

Überraschenderweise wies sie daraufhin, dass weiter oben sich noch eine weitere Prellung befand. Von der hatte sie vorher gar nichts erzählt. Keine Ahnung, wo die jetzt auf einmal herkam. Für mich war das der Moment, in dem ich nicht mehr aufnahmefähig war. Meine Intention war, sie nicht übergriffig anzustarren. Sowas ist unhöflich. Vor allem wollte ich sie nicht auf ein Objekt der Begierde reduzieren. Sie war viel mehr als „nur“ ihr Körper. Ich schätze ihren Intellekt, ihren Humor und ihre Redegewandtheit. Eigenschaften, die sie noch im hohen Alter haben wird, wenn das Aussehen verblasst. Ein schöner Körper ist die Kirsche auf der Sahne des Eisbechers. Aber eine einzige Kirsche füllt nicht den ganzen Eisbecher.

Unbeholfen sagte ich zum wiederholten Male, sie solle ins Wasser gehen. Kaum im Wasser versuchte mein Kopf, das Erlebte zu strukturieren. Habe ich angemessen reagiert? Unschlüssig bot ich etwas später an, ihr mit einem Handtuch entgegenzukommen. Doch in ihrer Stimme bei folgender Antwort: „Nein, danke. Ich habe kein Problem mit meiner Nacktheit“, schwang Frustration mit – oder war sie verletzt? Ihre Worte signalisierten mir aber: alles gut. Clara geht nackt baden. Okay.

Mein Kopf wollte das Erlebte abhaken, als sie unerwartet aus dem Wasser rief: „Ich dachte, dass du heute einmal mutig bist.“ Mutig? Es ratterte regelrecht in meinem Kopf. Wofür brauchte ich Mut? Es fühlte sich für mich an, als ob wir für ein Theaterstück probten und ich bekam das falsche Drehbuch. Ich war irritiert. Mut für einen Blick, eine Berührung oder eine Initiative, die nie ausgesprochen wurde? Für einen Moment dachte ich, wir spielen vielleicht ein Spiel. Ich kannte die Regeln nicht, und ich verliere definitiv.

Im Auto später sagte sie zu mir, hier auf diesem Sitz habe sie am Wochenende nackt gegessen. Sie grinste dabei. Ich dachte: „Gut. Kann man machen.“

Vielleicht war das ein Signal. Vielleicht war es nur ein Satz. Ich unterscheide nie zwischen beidem, wenn mir niemand sagt, welche Kategorie gemeint ist. Man hat mir später oft gesagt,

ich würde Dinge übersehen. Womöglich. Oder vielleicht übersehe ich nur das, was nie gesagt wird.

Anne war direkter. Sie nannte es Zieren, wenn ich nicht reagierte. Clara nannte es fehlenden Mut.

„Ich dachte, dass du heute einmal mutig bist.“ Ich habe über ein Jahrzehnt über diesen Satz nachgedacht. Nicht emotional. Strukturell. Mut wofür genau? Für einen Blick oder eine Berührung? Für die spontane Transformation in eine Version meiner selbst, die ihre Erwartungen erfüllt? Mut ist ein interessantes Konzept. Es wird immer dann verlangt, wenn jemand anderes zu feige ist, klar zu sprechen.

Clara war nicht die Erste, die Signale sendete. Und nicht die Letzte. Manche nannten es Flirten. Manche nannten es Spannung. Manche nannten es Schicksal. Für mich ist es schlechte Kommunikation. Vielleicht ist Flirten einfach schlechte Kommunikation mit kulturellem Schutzlack.

Mein ganzes Leben habe ich damit verbracht, Tests nicht zu bestehen, von denen mir niemand gesagt hat, dass sie stattfinden. Anna hielt mir ihren Körper hin wie eine Prüfungsfrage ohne Aufgabenstellung. Clara stellte sich nackt ins Licht und erwartete eine Antwort auf eine Frage, die nie gestellt wurde. Und jedes Mal reagierte ich gleich. Absolut neutral. Nicht aus Angst oder Unsicherheit, sondern aus Konsistenz. Ich greife weder nach Andeutungen noch reagiere ich auf Interpretationen. Ich handle nicht auf Grundlage von Möglichkeiten, sondern auf Grundlage von Realität. Viele nennen es verpasste Chancen. Für mich bedeutet es Integrität.

Viele Jahre später bekam mein Leben Begriffe. Nicht in einem erleuchteten Moment mit Engelschor. Sondern in der einzigen Sprache, die mein Nervensystem zuverlässig versteht: nüchtern.

Die posttraumatische Belastungsstörung kannte ich längst. Sie war kein Etikett, sie war ein Betriebssystem. Mit Unterprogrammen: Depressionen, Angst, Panik, diese hypochondrische Wachsamkeit, die sich „Vorsicht“ nennt und in Wahrheit Daueralarm ist. Das erklärte viel. Aber nie alles. Denn der Stempel „Du bist komisch“ tauchte zuverlässig immer dann auf, wenn ich Menschen nicht lesen konnte und diese mich nicht zuordnen konnten. Als ob ich in irgendeine Schublade passen sollte, damit mein Gegenüber weiß, wie es mich zu handhaben hat. Ich funktionierte, bestand Prüfungen, schrieb Arbeiten und lebte. Und scheiterte trotzdem regelmäßig an Dingen, die niemand als Prüfung gekennzeichnet hatte.

Mit einundvierzig kam ein weiterer Begriff dazu: ADHS. Ich nahm ihn zur Kenntnis, wie man eine weitere Akte in einen ohnehin vollen Ordner legt. Okay. Noch ein Wort. Noch eine Schublade. Der Moment, in dem es wirklich klickte, kam nicht in der Diagnostik, sondern im Alltag: Ich hatte einen Nachhilfeschüler mit ADHS. Und plötzlich saß ich mir selbst gegenüber. Nicht als Klischee mit Zappelbein und Chaos im Mäppchen, sondern als Variante, die niemand auf dem Schirm hat: ruhig, zurückhaltend, wach. Innen aber: ständiger Verkehr. Fünf Spuren auf dem Highway. In beide Richtungen und ohne Standstreifen.

Kurz danach stand das nächste Wort im Raum: Autismus. Auch hier kein Hollywoodbild. Keine Weltfremdheit. Keine Insel. Sondern Architektur. Ein System, das Worte priorisiert. Nicht Zwischenräume. Nicht „du müsstest doch merken“. Nicht diese unsichtbaren Verträge, die Menschen gern abschließen, ohne sie zu unterschreiben.

Auf einmal bekam das Chaos Struktur. Anna machte Sinn. Sie hielt mir Nähe hin wie eine Prüfungsfrage ohne Aufgabenstellung. Sie war überzeugt, ich „zierte mich“. Als wäre Zurückhaltung eine Pose. Ich zierte mich nicht. Ich war getriggert. Und zusätzlich in einem Setting, in dem man offenbar Punkte bekommt, wenn man die richtige Rolle spielt.

Clara machte auch Sinn. „Mut“ bedeutete für sie: eine unausgesprochene Erwartung zu erfüllen. Für mich bedeutete Mut: eine Grenze nicht zu überschreiten, nur weil Spannung im Raum steht. Wir benutzten dieselben Wörter – und meinten komplett unterschiedliche Dinge.

Die Diagnose war keine Befreiung. Sie war eine Rekonstruktion. Sie sagte mir nicht, wer ich bin. Sie erklärte mir nur, warum andere ständig glaubten, ich wäre „zu wenig“, obwohl ich nur eines konsequent war: eindeutig.

Früher dachte ich immer, ich sei zu kühl und unnahbar. Zu analytisch und zu wenig impulsiv. Vielleicht war ich einfach nur konsequent in einem System, das auf Sprache basiert. Ich reagiere auf Sätze, nicht auf Andeutungen. Ich handle auf Realität, nicht auf Möglichkeiten. Ich betrete keine Bühne, wenn mir niemand gesagt hat, dass ich in einem Stück bin – und dass es überhaupt ein Drehbuch gibt.

Heute weiß ich: Ich habe nie zu wenig gefühlt. Ich habe nur nicht reagiert, wenn Gefühle nicht ausgesprochen wurden. Ich habe Nähe nicht verweigert. Ich habe nur keine übernommen, die mir nie explizit angeboten wurde. Vielleicht ist das unromantisch – oder auch einfach nur ehrlich. Und vielleicht besteht negative Philosophie nicht darin, nichts zu wissen. Sondern darin, nichts zu behaupten, was nie gesagt wurde. Womöglich ist Mut nicht das Überschreiten einer Grenze, sondern stehen zu bleiben, wenn niemand klar sagt, dass man gehen soll.

Am Ende war es nie ein Konflikt zwischen Nähe und Distanz oder Mut und Feigheit, sondern zwischen zwei unterschiedlichen Welten:

Signal und Wort.

Ich war immer Letzteres.

Ist das Unromantik – oder einfach die Weigerung, sich konditionieren zu lassen?